



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

Rheinbund und Pyrenäenfriede

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

und Mecklenburg stand und es sich ernstlich fragte, ob das Reich seine freie ständische Verfassung behalten oder nicht vielmehr eine habsburgische Erbmonarchie werden würde. Daß diese Gefahr abgewandt war, Deutschland seine „Freiheit“ bewahrt hatte, dankte man dem Eingreifen Frankreichs, und Frankreich allein konnte einen davor schützen, daß die Gefahr wiederkam. Darum dienten die deutschen Stände willig der französischen Politik, die nach geschlossenem Frieden zunächst keine dringenderen Aufgaben kannte, als zu verhindern, daß der Kaiser doch noch den Spaniern in dem erbitterten Kriege beispränge, den diese nunmehr elf Jahre lang allein gegen Frankreich weiterführten.

Eine Gelegenheit, so günstig wie noch nie, bot sich, als Kaiser Ferdinand III. 1657 starb, ehe es ihm möglich gewesen war, die Nachfolge im Reich zu ordnen. Der Kaiserthron war leer, völlig frei konnten die Kurfürsten wählen. Mazarin hat Anstrengungen gemacht, dem Hause Habsburg die Krone zu entreißen. Er hat für andere Fürsten arbeiten lassen, für Bayern, für Pfalz-Neuburg, hat auch mit dem Gedanken gespielt, den französischen König selbst zum Kaiser zu machen. Als sich zeigte, daß keiner dieser Pläne Aussichten hatte, ließ er die Wahl Leopolds I. zu, legte ihm aber sogleich eine Fessel an. Unter französischer Führung schloß eine Gruppe westdeutscher Fürsten sich zum „Rheinbund“ zusammen, um die Einmischung des neuen Kaisers in den französisch-spanischen Krieg zu verhindern. Die Spanier sahen die letzte Hoffnung schwinden, und mit weinenden Augen unterschrieb Philipp IV. 1659 den Frieden, der ihn zwang, das Artois abzutreten und seine Tochter Ludwig XIV. zur Gemahlin zu geben. Daß sich hinter dieser Heirat trotz aller feierlichen Verzichte die Rechnung mindestens auf Flandern als Erbteil der Prinzessin verbarg, hat wohl niemand ernstlich bezweifelt. Wer die Dinge im großen Zusammenhang betrachtete, der wußte noch mehr: daß die Gewichte der Machtverteilung in Europa sich verschoben hatten. Die Wagschale Spaniens hob sich zusehends, die Zeiten spanischer Vormacht waren vorbei. Durch jahrzehnte-

lange Anstrengungen erschöpft, durch Auswanderung und Aufstände dauernd geschwächt, sank die Monarchie Philipps II. zu einer Macht zweiten Ranges herab. Ihr Platz war frei, der König von Frankreich konnte ihn einnehmen, konnte sich, wie Richelieu gesagt hatte, zum mächtigsten Monarchen der Welt machen.

*

Wenn je ein Herrscher ein reicher Erbe genannt werden durfte, so war es Ludwig XIV. Und wenn je einer seiner Erbschaft würdig war, so ist er es gewesen, sein Leben lang der beherrschende Mittelpunkt der eigenen Zeit, von den einen ebenso abgöttisch verehrt wie von den andern ingrimmig gehaßt, für alle das unbestrittene Urbild des Fürsten, der wahre König, wie die Zeit ihn sich dachte, und auch für die Nachwelt noch lange der Selbstherrscher, wie er sein soll. Fehlte es Ludwig an ursprünglicher Genialität, so besaß er doch Geist und Urteil genug, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, eine hohe Auffassung seines Berufes, ein Pflichtgefühl, wie es bei Herrschern selten ist, einen rastlosen Fleiß und eine unermüdliche Arbeitskraft. Dennoch hat das Urteil der Geschichte über seine Regierung vorwiegend ungünstig gelautet. Auch die beredte Verteidigung, ja Verherrlichung seines Andenkens durch seinen jüngsten Biographen, Louis Bertrand, wird daran schwerlich viel ändern. Seine Fehler sind nicht zu übersehen. Persönlicher Ehrgeiz und Ruhmbegier spielten bei ihm eine große, allzu große Rolle, waren vielleicht die stärkste Triebfeder seines Handelns. Nicht umsonst begegnet man in seinen schriftlichen Äußerungen so häufig dem Wort „*gloire*“, und einmal, als er sich bemüht, einen notorisch falschen Schritt, den Angriff auf Holland (1672), zu rechtfertigen, bricht er die mühsam zusammengeflochtene Kette der Vernunftgründe fast unwillig mit der Bemerkung ab: „Die Nachwelt mag diese Erwägungen glauben oder nicht, ich will mich nicht vor ihr rechtfertigen. Ehrgeiz und Ruhmbegier sind bei einem Fürsten immer verzeihlich, und